

Mit Grenzen umgehen aus heilpädagogischer Sicht

Auch von Kindern und Jugendlichen wird erwartet, dass sie sich den Normen entsprechend verhalten. Doch wie können wir Grenzen und Regeln vermitteln, wenn ein Mensch deren Sinn aufgrund einer kognitiven Einschränkung nicht verstehen kann? Und was, wenn wir in der Erziehung an unsere eigenen Grenzen stossen? «imago» hat den Heilpädagogen Lars Mohr zur Bedeutung von Grenzen im Kontext von Erziehung und Behinderung befragt.

imago: «Grenzen setzen» gilt geradezu als Schlüssel für eine gelingende Erziehung. Umgekehrt wird unerwünschtes Verhalten von Kindern und Jugendlichen schnell mit fehlender Grenzsetzung durch die Eltern erklärt. Es ist klar, dass Grenzen in der Erziehung und im Zusammenleben wichtig sind. Aber warum wird heute gerade dem «Grenzen setzen» eine so grosse Bedeutung beigemessen?

Lars Mohr: Ich weiss nicht, ob das stimmt: dass man dem «Grenzen setzen» heute grösseres Gewicht gibt als früher bzw. dass Grenzsetzungen für Eltern und Professionelle in der Erziehung so zentral sind. Man müsste das empirisch untersuchen, und es handelt sich wohl eher um eine soziologische als um eine praktisch-pädagogische Frage. Gewiss sind in unserer modernen Gesellschaft viele Grenzen verschwunden oder aufgeweicht, die das Leben früherer Generationen stärker bestimmt haben; etwa in der Mobilität, in der Verfügbarkeit von Waren oder in den Bildungs- und Berufswegwegen. Dadurch haben wir heute grössere Freiheiten, aber – vor allem im Konsum – auch Überflussercheinungen. Insofern ist etwas dran: «Innere», erzieherische Grenzsetzungen sind in ihrer Bedeutung gestiegen, weil die «äusseren», lebensweltlichen nicht mehr im selben Masse vorgegeben sind.

Mit dem Begriff «Grenzen» kann man ganz unterschiedliche Dinge verbinden. Welches Verständnis von Grenzen und Grenzsetzungen in der Erziehung haben Sie als Experte für Heilpädagogik?

Mir kommen vor allem drei Assoziationen in den Sinn: erstens Grenzen als Strukturen, die der Orientierung dienen, also die Komplexität des Alltags soweit eingrenzen, dass dieser – gegebenenfalls bei einge-

schränkten intellektuellen Kompetenzen – handhabbar wird. Hier ist insbesondere an räumliche, an zeitliche und an aufgabenbezogene Strukturierungen zu denken. Zahlreiche Anregungen dazu bietet das TEACCH-Konzept¹. Aufgaben etwa lassen sich als Abfolge von Handlungsschritten gliedern, die man jeweils mit einem

«Die Frage nach den vorhandenen Reflexions- und Handlungsmöglichkeiten stellt sich nicht nur im Kontext Behinderung, sondern auch – jeden Tag – in der regulären Erziehung.»

Foto oder einem Piktogramm anzeigen kann. Zeitliche Grenzen können über einen «Time Timer» oder über eine klassische Sanduhr visualisiert werden. Ein schönes Beispiel für eine räumliche Strukturierung lieferte uns die Fussball-WM: Bei einem Freistoss signalisiert der Schiedsrichter mittels eines Sprays, wo auf dem Rasen der Ball zu liegen und die Mauer zu stehen hat.

Zweitens können Grenzen für Verhaltensnormen stehen, deren Nichteinhaltung zu pädagogischen Reaktionen führt. Hier sei betont, dass Grenzsetzungen eine Schutzfunktion haben sollen. Wir brauchen sie, wenn die körperliche oder psychische Unversehrtheit des Handelnden oder eines Gegenübers Schaden zu nehmen droht. Damit sind Grenzen ein Aspekt, aber nicht das Zentrum gelingender Erziehung. Grenzen wehren ab, aber Erziehung muss vor allem Aufbau leisten. Dazu gehört Ermutigung, Anleitung, emotionale Wärme, Interesse am Kind und seiner Sicht der Welt und, was man nicht vergessen darf, im Alltag ein Vorbild zu sein.



Kinder mit Mehrfachbehinderung sind in ihren Handlungsmöglichkeiten auf eine Weise eingeschränkt, die andere Kinder nicht kennen.

Drittens gilt in der Heilpädagogik zu beachten, dass Kinder und Jugendliche insbesondere mit schwerer Mehrfachbehinderung zum Teil erhebliche Probleme in der kognitiven, sozial-emotionalen und motorischen Entwicklung haben. Sie erfahren dadurch Begrenzungen ihres Handlungsrepertoires, die Gleichaltrige ohne Behinderung nicht kennen. Schlüssel der Erziehung ist hier, zur Auseinandersetzung mit der Umwelt zu ermutigen, Angebote dazu bereitzuhalten und Wege dafür zu ermöglichen.

Welche Anforderungen an Erziehungsverantwortliche lassen sich daraus ableiten?

«Wir müssen das Kind verstehen, bevor wir es erziehen». Der Leitsatz von Paul Moor ist so aktuell wie eh und je. Es ist entscheidend, über den Entwicklungsstand des jeweiligen Kindes, über seine Vorlieben und Ängste Bescheid zu wissen. Kann es die Grenzen, deren Einhaltung wir fordern, überhaupt wahrnehmen, nachvollziehen und im eigenen Tun berücksichtigen?

Ein Kind mit schwerer Behinderung zum Beispiel zeigt unter Umständen selbstverletzende Verhaltensweisen, weil es keine anderen gleichermassen effektiven Ausdrucksmittel kennt, um seine Umwelt zu beeinflussen. In erster Linie wäre dann angezeigt, seine kommunikativen Kompetenzen zu erweitern und nicht, das auffällige Verhalten zu sanktionieren oder zu ignorieren.

Die Frage nach den vorhandenen Reflexions- und Handlungsmöglichkeiten stellt sich übrigens nicht nur im Kontext Behinderung, sondern auch – jeden Tag – in der regulären Erziehung. Oft genug haben wir keine eindeutigen Antworten. Zumindest haben wir aber eine Reihe diagnostischer Instrumente, die uns beim Verstehenlernen und bei der Entscheidungsfindung unterstützen.

Das aktive «Grenzen setzen» sieht im Alltag aber oft eher wie ein Machtkampf aus, den der Stärkere gewinnt. Ist es das?

Es ist jedenfalls oft die Realität, ja. Aber Ziel sollte sein, den Kampf zu vermeiden, meinetwegen ihm aus dem



Die Vielfalt der Kinder erfordert flexible Grenzen.

Weg zu gehen. Denn zum einen braucht das Aushandeln von Grenzen gute situative Bedingungen. Wenn Kinder müde sind, Hunger haben, wenn Zeitdruck herrscht, kommt es schneller zur Eskalation als in einer ruhigen, ausgeglichenen Atmosphäre.

Zum andern kommt es für die Erziehenden nicht darauf an, sich um jeden Preis durchzusetzen, sondern darauf, beharrlich zu sein. In einer Auseinandersetzung nachzugeben, damit es nicht zu einem aggressiven Ausbruch kommt, bedeutet nicht, die Forderung aufzugeben, um die es in der Auseinandersetzung ging. Die Forderung kommt wieder ins Spiel, wenn die Situation beruhigt und der Adressat wieder gut ansprechbar ist. Wer dazu Näheres in Erfahrung bringen will, wird bei Haim Omer & Arist von Schlippe² fündig oder in Bezug auf Kinder mit Behinderung bzw. im Autismus-Spektrum bei Bo Hejlskov Elvén³.

Im Umgang mit herausforderndem Verhalten kommt es immer wieder zu Überforderungs- und dadurch auch zu Machtmissbrauch in Form von Gewaltanwendung. Gibt es Anzeichen, an denen man merkt: Jetzt wird es kritisch? Im Alltag kann ich mich ja weder als Mutter noch als praktisch tätige Fachperson einfach mal hinsetzen und reflektieren, was da gerade abläuft...

Diese Anzeichen gibt es oft. Sie sind aber individueller Art und müssen daher für jeden Einzelnen festgehalten werden. In eskalativen Auseinandersetzungen steigt in der Regel nicht nur die emotionale Beteiligung meines Gegenübers sondern auch die eigene. Achtsamkeit ist hier von besonderer Bedeutung. Wenn ich merke, dass mir «der Kragen schwillt», dass ich die Geduld verliere, erweist sich meist ein Abtauschen als hilfreich: Der andere Elternteil oder – im professionellen Kontext – eine Kollegin übernimmt die Interaktion. Darin liegt kein Versagen. Es handelt sich vielmehr um beste Erziehungskunst, etwas zu tun, bevor man die Kontrolle verliert. Wichtig ist es auch, erste Anhaltspunkte für eine steigende emotionale Beteiligung bzw. für eine Eskalationsbereitschaft beim Gegenüber zu erkennen, sogenannte Vorläufer-Symptome. Das kann ein bestimmter Blick sein, eine typische Handbewegung oder repetitive Äusserungen. Vorläufer-Symptome lassen sich häufig

«Grenzen wehren ab, aber Erziehung muss vor allem Aufbau leisten.»

durch Beobachtungen im Alltag ausfindig machen oder sind sogar schon als solche bekannt, ohne dass man bislang die Konsequenzen einer Vermeidung der Eskalation daraus zieht. Es ist wichtig, sie ernst zu nehmen, wenn man ihre Bedeutung kennt.

Hinter den Grenzsetzungen in der Erziehung stehen oft moralische Vorstellungen von dem, was «man» tun oder nicht tun soll bzw. darf. Es geht also auch um Werte. Doch wie kann man Menschen mit schweren intellektuellen und kommunikativen Einschränkungen Werte vermitteln?

Wie bereits angesprochen haben Grenzen auf jeden Fall Schutzfunktion. Sie sollen die Beteiligten vor Schmerzen und Verletzungen bewahren. Wenn wir darüber hinaus – mit Wolfgang Praschak – Erziehung als die Förderung der Kooperationsfähigkeiten eines Menschen

verstehen⁴, dann bedeutet das, unsere Erziehungsbe-mühungen auf die jeweiligen intellektuellen Voraussetzungen der Kinder und Jugendlichen abzustimmen. Über nonverbale Kanäle sind Kommunikation und Kooperation auch bei schwerster Behinderung möglich und entwickelbar. Hier steht bei der Erziehung nicht das «Grenzen setzen» im Vordergrund sondern das In-

«Es gehört zu unserem Erziehungsauftrag, Kindern zu erklären, warum es gut und richtig ist, Regeln den individuellen Voraussetzungen anzupassen.»

teresse-Gewinnen am Gegenüber und der Umwelt sowie das Ausdifferenzieren des Handlungsrepertoires. Am Anfang, basal, heisst Erziehung, Bezogenheit und Wechselseitigkeit in der Interaktion zu initiieren und aufrecht zu erhalten. Damit transportiert man auch einen grundlegenden Wert von Gemeinsamkeit.

Und wenn die Vorstellungen nicht übereinstimmen oder aus anderen Gründen keine Verständigung zustande kommt? Was ist mit den Selbstbestimmungsrechten der behinderten Menschen?

Menschen mit Behinderung sind Menschen mit einem «Mehr» an sozialer Abhängigkeit, wie Martin Hahn es formuliert hat. Damit geht ein erhöhtes Risiko der Fremdbestimmung einher. Dessen müssen wir uns im heilpädagogischen Kontext immer bewusst sein. Strittige Szenen, in denen wir uns als Erziehende unsicher fühlen, sollten wir daher mit Teamkolleginnen oder Eltern immer wieder zum Thema machen: Habe ich die Lage richtig eingeschätzt? Wie könnte ich in einer ähnlichen Situation allenfalls anders handeln? Wir können solche Fragen im Zusammenhang mit «Grenzen setzen» und Selbst- versus Fremdbestimmung nicht abschliessen. Sie müssen uns in der Praxis fortlaufend beschäftigen. Massgebend für die Selbstbestimmung in alltäglichen Interaktionen sind dabei die kommunikative Beteiligung der beeinträchtigten Person sowie das Ausmass ihres Einflusses auf die jeweilige Handlungssituation. Kommunikative Beteiligung meint, dass die beeinträchtigte Person eine Ansprache erfährt, die sie verstehen kann, und dass auf die Ausdrucksmittel geachtet wird, die ihr zur Verfügung stehen: Äussert sich ein Mensch vor allem über Mimik und Gestik, dann muss ich darauf

achten, mich so zu positionieren, dass ich sein Gesicht gut sehen kann. Ist ein anderer auf ein Kommunikationsgerät oder einen Kommunikationsordner angewiesen, dann muss das Gerät oder der Ordner an allen Aufenthaltsorten der Person verfügbar sein. Braucht ein dritter viel Zeit, um Aussagen zu machen, dann muss ich mir die Zeit im Gespräch mit ihm nehmen.

Einfluss in einer solchen Kommunikation gewinnt die beeinträchtigte Person, wenn der Fortgang des Geschehens zumindest zu einem gewissen Grad ihren Äusserungen folgt und nicht nur den Äusserungen der Professionellen. Um dem den Boden zu bereiten, sollte man unter anderem nach der Meinung und den Wünschen des Interaktionspartners fragen, Wahlmöglichkeiten in der Alltagsgestaltung schaffen, wo immer es geht, und zu eigenen Initiativen ermutigen bzw. mit Anerkennung reagieren, wenn sich jemand von sich aus einbringt.⁵

Ein gelingender Umgang mit Diversität verlangt also einen flexiblen Umgang mit Grenzen. Dies kann dazu führen, dass in ein und demselben Setting, zum Beispiel in einer Schulklasse, beim sozialen Verhalten unterschiedliche Regeln gelten. Aus Rückmeldungen unserer Fachberatung wissen wir, dass vor allem Lehrkräfte damit manchmal Mühe haben. Sie befürchten zum Beispiel, dass andere Kinder benachteiligt oder zu stark



Dr. phil. Lars Mohr ist Mitarbeiter am Institut für Behinderung und Partizipation und Dozent im Masterstudiengang Sonderpädagogik SHP, Schwerpunkt Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik HfH in Zürich. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören Pädagogik bei schwerer und komplexer Behinderung und Herausforderndes Verhalten bei geistiger Behinderung. – Kontakt: lars.mohr@hfh.ch

gestört werden – oder dass diese sich auch nicht mehr an die üblichen Grenzen und Regeln halten und die Lehrperson ihre Autorität verliert. Sind diese Befürchtungen berechtigt?

Diese Befürchtungen kenne ich auch aus unserer berufsbegleitenden Ausbildung schulischer Heilpädagoginnen und Heilpädagogen an der HfH. Nichtsdestoweniger muss ich als Heilpädagoge mit einem Anspruch des deutschen Psychiaters Michael Seidel antworten: «Es lebe die Extrawurst!» Kinder erfahren an vielen Orten, dass es teils unterschiedliche Regeln gibt: Die ältere Schwester darf mehr, der jüngere Bruder weniger. Nachbarskinder oder Freunde gehen eventuell

«Probleme müssen nicht immer ganz verschwinden. Es ist schon viel erreicht, wenn man das Gefühl gewinnt, die Belastungen gut schultern zu können.»

später zu Bett oder haben eine eingeschränktere Zeit für die Playstation. Im Fussballverein spielt man als E-Juniorin ohne Abseitsregel und bei den D-Junioren mit Abseitsregel. Es gehört zu unserem Erziehungsauftrag, Kindern zu erklären, warum es gut und richtig ist, Regeln den individuellen Voraussetzungen anzupassen. Heilpädagogik tritt nicht bei regulären Bedingungen auf den Plan, sondern bei speziellen, sie ist keine Gleichmach-Pädagogik, sondern eine individualisierende. Sie sollte eine Pädagogik sein, die niemanden im Stich lässt – gerade auch, wenn er oder sie mit seinen oder ihren besonderen Voraussetzungen eine Extrawurst braucht. Im Übrigen zeigen meine Erfahrungen, dass die Befürchtungen, was die anderen SchülerInnen sagen und tun, nur selten Realität werden.

Trotzdem: Menschen mit dauerhaften Verhaltensauffälligkeiten können ihr Umfeld an die Grenze der Belastbarkeit bringen. Das Ideal – Sie haben es erwähnt – sieht dann vor, dass Erziehende sich Hilfe holen. Das impliziert, dass es Hilfe und damit einen Ausweg aus der Sackgasse immer irgendwo gibt... Die Wahrscheinlichkeit, eine Lösung aufzutun, ist jedenfalls wesentlich höher, wenn man Hilfe aktiv sucht anstatt darauf zu warten, dass sie einen findet. Niemand kommt ohne Hilfe zurecht. Es ist ganz normal, dass man Unterstützung braucht. Natürlich zeigt sich nicht immer eine Lösung, die alle Probleme in Wohlge-

fallen auflöst. Aber in der Regel finden sich doch Vorgehensweisen, die helfen, den Alltag besser zu meistern. Probleme müssen nicht immer ganz verschwinden. Es ist schon viel erreicht, wenn man das Gefühl gewinnt, die Belastungen gut schultern zu können.

Genügen Ihrer Einschätzung nach die vorhandenen Angebote und Ressourcen für eine angemessene Unterstützung und Entlastung für Fachpersonen und für Eltern? Wo besteht allenfalls Handlungsbedarf?

Eltern schwer behinderter Kinder berichten häufig davon, wie viel Mühe, Anstrengung und Ausdauer es braucht, um die finanziellen Unterstützungsleistungen, die ihnen eigentlich zustehen, tatsächlich zu erhalten. Teilweise haben sie das Gefühl, dass bestehende Möglichkeiten regelrecht vor ihnen geheim gehalten werden bzw. dass niemand ihnen etwas sagt, wenn sie nicht selber darauf stossen. Hier könnte man seitens Behörden und Krankenkassen vielen Familien sicher das Leben erleichtern. In der Entwicklungsförderung und Lebensbegleitung schwerbehinderter Menschen ist der Erwachsenenbereich im Vergleich zu Frühförderung und Schule überdies gewiss deutlich unterfinanziert.

Interview: Angie Hagmann

Weiterführende Literatur

- 1 Häussler (2016). Der TEACCH Ansatz zur Förderung von Menschen mit Autismus. Einführung in Theorie und Praxis (5. Aufl.). Dortmund: modernes lernen.
- 2 H. Omer & A. von Schlippe (2016). Stärke statt Macht. Neue Autorität in Familie, Schule und Gemeinde (3. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- 3 H. Elvén (2015). Herausforderndes Verhalten vermeiden. Menschen mit Autismus und psychischen oder geistigen Einschränkungen positives Verhalten ermöglichen. Tübingen: dgvt
- 4 W. Praschak (2005). Sozialisation und Sensorimotorische Kooperation. Zum Verhältnis von Pflege und Bildung. Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 28 (3/4), 64-73.
- 5 Mohr, L. & Meier, C. S. (2018). Selbstbestimmung in der Interaktion. Die Bedeutung der Aktiven Partizipation für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung im Wohnheim. Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 24 (7/8), S. 36-43.

Basale Stimulation

Kommunikation ohne Worte

Bei der Begleitung und Förderung von Menschen mit schwerster Mehrfachbehinderung spielt basale Stimulation eine zentrale Rolle. Was genau bedeutet dieser Fachbegriff?

Die Schülerinnen und Schüler der Tagesschule von visoparents schweiz leben alle mit einer schweren Mehrfachbehinderung. Die meisten von ihnen können weder mit Lautsprache noch mit Gebärden und auch nicht mit technischen Hilfsmitteln mitteilen, wie es ihnen geht, was sie brauchen und wünschen. Mit basaler Stimulation kann zwischen ihnen und den Bezugspersonen dennoch eine Verständigung gelingen.

Basale Stimulation setzt auf einfache Mittel wie auditive Angebote, vibratorische Anregungen und bewusste Berührungen. Ziel ist es, den eigenen Körper wahrzunehmen. Denn dies ist Voraussetzung, um einen Zugang zu Mitmenschen und der Umwelt aufbauen zu können. Nonverbale, basale Kommunikation ermöglicht Austausch zwischen Menschen – über die Grenzen von Behinderungen und Beeinträchtigungen hinweg.

Ursprünglich wurde das Konzept in den 1970er Jahren von Professor Andreas Fröhlich für die Sonderpädagogik erarbeitet. Seither wurde es stetig weiterentwickelt. In ihrem neuen Handbuch zum Thema* schlagen Andreas Fröhlich, Lars Mohr und Matthias Zündel folgende Definition vor:

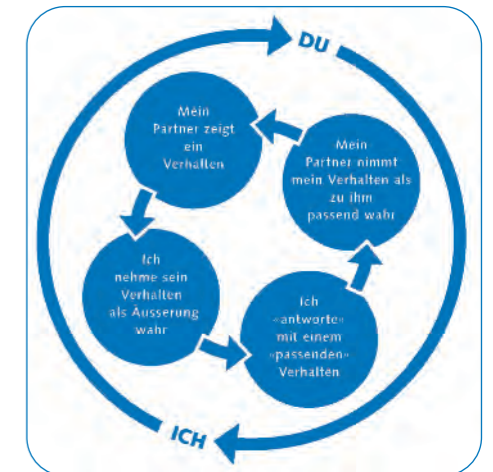
Basale Stimulation ist ein Konzept für die pädagogische, pflegerische oder therapeutische Arbeit mit schwer beeinträchtigten Menschen.

Sie dient den Angesprochenen in verschiedenen Formen der Umsetzung: als Begleitung ihrer Lebensvollzüge, durch Gestalten fördernder Entwicklungsbedingungen und in der Beratung von Angehörigen. Basale Stimulation nutzt individuelle – gegebenenfalls voraussetzungslose – Anregungen und kommunikative Angebote, die sich auf den Körper des Gegenübers und dessen Umwelt beziehen. Das Konzept legt massgebliches Gewicht auf die dialogische Begegnung der Beteiligten. Es hat zum Ziel, je nach Situation

- eine kohärente Selbstwahrnehmung,
- Gesundheit und Wohlbefinden,
- Bildung und Partizipation sowie
- die Selbstbestimmung der beeinträchtigten Person zu unterstützen.

Merkmale basaler Aktivitäten

Zwei zentrale Merkmale des Konzepts seien hier wiedergegeben: Basale Stimulation rückt das Erleben, das Reagieren, die Bedürfnisse und die Ziele des schwer beeinträchtigten Menschen in den Mittelpunkt der professionellen Aufmerksamkeit. Basales Arbeiten lässt sich folglich nur im achtsamen Dialog mit dem (beeinträchtigten) Gegenüber entwickeln. Gelingende kommunikative Situationen und Prozesse – Verstandenwerden, Gemeinsamkeiten finden, Aufeinander-Bezug-Nehmen – (vgl. Abbildung) – erweisen sich da-



Kreislauf gelingender Kommunikation. (Quelle: Fröhlich/Simon; nach Mall)

her als fundamentaler Ankerpunkt in und für basale(n) Aktivitäten. Zu den besonderen Merkmalen gehört zudem die *Voraussetzungslosigkeit*: Der Adressat pädagogischer, pflegerischer oder therapeutischer Angebote muss keine Voraussetzungen erfüllen, um mit ihnen zurechtzukommen bzw. um sie zu nutzen. Es werden also keinerlei Vorleistungen oder Vorkenntnisse von ihm erwartet.

Ausführliche Erläuterungen und Anwendungsbeispiele finden sich auf der Webseite des Internationalen Fördervereins Basale Stimulation e.V.

Mehr erfahren

www.basale-stimulation.de

* L. Mohr, M. Zündel & A. Fröhlich (Hrsg.), Handbuch Basale Stimulation. Bern: Hogrefe (erscheint 2019)